

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 41
Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Arzt kam von jetzt an jeden Tag. Er fand den Alten immer in derselben Verfassung, müde, des Lebens auf einmal überdrüssig, und seltsamerweise immer noch mit dem Gedanken an das verläumtete Eheglück beschäftigt. Fast kam es ihm vor, als hindere dies fruchtlose Bedauern den Johann Hofftetter am Sterben, zu dem er doch so fest entschlossen gewesen war. Darum begann er, sich nach der einstgeliebten des Bauern zu erkundigen. Es wurde ihm dies nicht schwer. Er hatte bald erfahren, was aus jenen Leuten geworden war. Und eines Tages, als er sich wieder an das Bett des Alten setzte, sagte er:

„Hofftetter, ich weiß jetzt, was aus der Marie geworden ist.“

Der Bauer, der immer auf dem Rücken lag, wandte seinen Kopf nach der Seite des Sprechenden. Er fragte nichts. Aber seine Augen redeten deutlich.

„Eure Eltern haben doch recht gehabt“, fuhr der Arzt fort. „Die Marie war wirklich, trotz ihres gesunden Aussehens, krank.“

„Sie hat sich zwar verheiratet, ist aber als ganz junge Frau gestorben. Seht Ihr, Euer Glück wäre nicht von Dauer gewesen.“

Lange blickte der Hofftetter vor sich hin in Gedanken. Endlich fragte er:

„Hat sie kein Kind gehabt?“

„Doch, eines — wieder eine Marie.“

„Lebt das?“

„Gewiß.“

„Wo?“

Der Doktor nannte den Ort.

Der Hofftetter verweilte ein paar Minuten in tiefem Schweigen. Dann meinte er:

„Könnte das — das Kind nicht einmal herkommen? Zu mir?“

Nun mußte der Arzt lachen.

„Das Kind? Ihr vergeßt, Hofftetter, wie alt Ihr seid, wie alt die Marie wäre und wie alt also ihre Tochter ist. Sie hat selber schon Enkelkinder.“

„Enkelkinder?“

Das faßte der Johann kaum. Enkelkinder! Also Urenkel von der Marie. Er schüttelte erstaunt den Kopf und schwieg wieder. Dann endlich sagte er:

„Aber so ein Enkelkind, so eins könnten Sie mir doch bringen, nicht?“

„Vielleicht ginge es an. Ich könnt's ja mal versuchen. Würde es Euch freuen?“

Der Alte nickte merkwürdig lebhaft. In seinen Augen funkelte etwas auf, das wie ein Strahl wiederkehrender Jugend aussah. Und der Arzt machte sich ein Vergnügen daraus, auf seinen Fahrten in der Umgegend einen Umweg zu machen, wo die Tochter jener Marie als Großmutter wohnte, dieser alten Frau zu ihrer höchsten Bewunderung den seltsamen Wunsch seines Patienten zu erzählen und zu erklären und endlich nach längerem Hin- und Herreden eines ihrer Enkelkinder, ein blondes, achtfähriges Mädchen, das wieder Marie hieß, mitzunehmen. Er brachte es an einem schönen Spätherbsttag an das Bett des Hoffteters. Es war schüchtern, verwirrt und wußte nicht, was man eigentlich von ihm wollte. Aber es folgte gehorsam dem Arzt und stellte sich stumm und errötend an das Bett des Alten. Der war darauf vorbereitet. Er hatte sich aufrichten und in seine Kissen stützen lassen. Er sah sauber und freundlich aus und hatte nichts von einem Sterbenden an sich. Seine Lippen zitterten nur ein wenig, als er das Kind ansprach:

„Du heißt Marie, gelt?“

„Ja.“

„Du hast Vater und Mutter?“

„Ja.“

„Und eine Urgroßmutter?“

„Ja.“

„Aber von der Urgroßmutter weißt du nichts.“

Sie schüttelte ängstlich den Kopf. Der alte Mann kam ihr so sonderbar vor mit seinen Fragen. Aber er legte jetzt ganz langsam und vorsichtig seine dürre Hand auf ihren Scheitel und sah ihr forschend in das weiche, rosige Gesicht. Eine Urenkelin der Marie! Auf einmal war es ihm, als sei er selbst ein längst Gestorbener, der nur vorübergehend die Stätte seiner irdischen Wallfahrt wieder aufgesucht hatte. Ganz weit, weit, irgendwo in verblauernder Ferne sah er das Bild seines eigenen Lebens vorüberziehen. Eine Urenkelin der Marie. Vielleicht hatte diese einmal in einer vertrauten Stunde ihrem Mann erzählt, daß sie früher schon einen lieb gehabt, einen flotten Burschen, den Johann Hofftetter, und ihr Mann hatte scheinbar sorglos, aber doch ein wenig mißmutig gelauscht — dann aber war das Leben weitergegangen, hinweg, hinweg über alles, über die Marie hinweg, über ihre Kinder, ihr Enkel hinweg — und da stand eine Urenkelin, die wieder Kinder, Enkel und Urenkel haben würde. Und immer wieder würde eine Marie von einem Johann geliebt werden, manchmal zum Glück, manchmal zum Leid, aber immer schnell überholt vom vorwärtstreibenden Leben. Immer dasselbe, immer dasselbe. Der Alte fiel in die Kissen zurück. Seine Hand glitt vom Scheitel der Kleinen herab. Er nickt ihr zu.

„Sei brav“, — sagte er, „sei immer brav, das ist das einzige.“

Und darauf verfiel er in Schweigen. Der Arzt führte das Kind hinaus. Es wurde von des Hoffteters Schwester freundlich bewirtet und erholte sich von seinem ängstlichen Staunen.

Drinne aber lachte der Johann. Er lachte, als der Arzt wieder ins Zimmer trat, lachte laut und lustig, ohne Ironie, ohne Spott, er lachte so recht harmlos über sich selbst.

„Ich alter Narr“, sagte er, „was tut's, ob ich gefreit habe oder nicht?“ Eine Urenkelin der Marie! Weiß Gott, 's ist Zeit, daß ich sterbe.“

Das sagte er mit so tief sinniger Befriedigung. Alle Unruhe, alle Reue war von ihm gewichen. Er konnte jetzt wieder ganz ruhig ans Heimgehen denken und davon sprechen, wie von einer Reise. Es blieb kein Bedauern in seinem Herzen zurück. Nur hie und da sagte er noch wie über sich selbst verwundert und als wäre es ein guter Scherz, vor sich hin: „Eine Urenkelin der Marie.“

Und am andern Tag starb er.

Aus der politischen Woche.

Die Diplomaten an der Arbeit.

Der letzten Montag programmgemäß eröffneten Außenminister-Konferenz ging ein diplomatisches Vorspiel voraus. Die deutsche Regierung ließ bei der Ueberreichung ihrer Note, worin sie die Einladung nach Locarno vorbehaltlos annahm, durch ihre Botschafter in Paris, London und Brüssel eine mündliche Erklärung abgeben, unterstützt durch ein gleichlautendes schriftliches Memorandum. Die Erklärung lautete dahin, daß die deutsche Regierung gemäß der Kundgebung vom 29. August 1924 die deutsche Alleinschuld am Kriege nicht anerkenne und daß vor Abschluß des Sicherheitspactes die Frage der Rheinlandbesetzung und der Entwaffnung erledigt werden müsse. Das Memorandum verursachte zuerst einige Aufregung unter den Diplomaten. Es wurde bereits von Verschiebung der Konferenz gesprochen. Am schnellsten fand sich wieder Briand zurecht. Er erkannte sofort, daß das Memorandum eine bloße freundliche Geste Stresemanns gegenüber den Deutschen war, deren Niederlage dadurch etwas verdeckt wurde. Er stellte in seiner Antwortnote „mit Befriedigung“ fest, daß die deutsche Zustimmung zur Konferenz in Locarno keine Vorbehalte mache. Diejenigen der mündlichen Erklärungen weise er, als nicht zur Konferenz gehörend, zurück;

die Schuldfrage sei im Vertrag von Versailles geregelt worden und was die Räumung der Kölner Zone betreffe, so habe es die deutsche Regierung durch Erfüllung der Entwaffnungsverpflichtungen in der Hand, die Angelegenheit zu erledigen.

Die englische Antwortnote war einen Grad schärfer in der Ablehnung des Memorandums. Das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ liest daraus geradezu eine gewisse Nervosität Chamberlains gegenüber der Kölner Frage; die Engländer hätten an der Besetzung der Rheinlandzone größeres Interesse als die Franzosen, weil sie diese nicht gerne allein am Rheine und in innigster Interessengemeinschaft mit Belgien stehend sähen; denn die belgische Küste sei auch englische Küste und deren Schutz dürfe nicht den Franzosen allein anvertraut werden; die Deutschnationalen, indem sie Stresemann zum Memorandum gedrängt, das England und Frankreich wieder neu zusammenführt, hätten der deutschen Sache einen schlechten Dienst geleistet. Einen gut sitzenden Sieb führte der belgische Außenminister Vandervelde auf die Deutschnationalen in seiner Antwortnote: Die Kriegsschuldfrage sei ja durch Bethmann-Holweg selbst klargestellt worden und zwar im Reichstag durch seine Erklärung vom 4. August 1914. (Wir haben die Neutralität Belgiens gebrochen, aber „Not kennt kein Gebot“.) Die alliierte Presse stellt mit Genugtuung die komplette Niederlage der deutschen Regierung in der Memorandums-Angelegenheit fest.

Eben recht kommt der deutschen Presse die Veröffentlichung der Memoiren von Lord Edward Grey, des englischen Außenministers von 1905 bis 1916. Durch sie vernimmt man erst heute, daß Wilson schon im Februar 1916 den Alliierten einen Frieden mit Deutschland vorgeschlagen hat, aber damals von der englischen und französischen Regierung als inopportun abgewiesen worden ist. Diese Enthüllung gibt gewissen deutschen Blättern Anlaß, auf das kriegsverlängernde Verhalten der Engländer hinzuweisen. Sie vergessen indessen mitzuteilen, daß Wilsons Vorschlag die Rückgabe aller von den Deutschen besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringens vorsah, und daß dieser Vorschlag bei der deutschen Heeresleitung, die 1916 unumschränkt regierte, eine schlechte Aufnahme gefunden hätte, so daß es wirklich zwecklos war, ihn in die Diskussion zu werfen.

Als ein Hemmungsmanöver gegenüber der Ministerkonferenz wurde in London und Paris auch Tschitscherins Reise nach Warschau und Berlin aufgefaßt. Das war sie auch zweifellos, trotz der Beschwichtigungsversuche Stresemanns, der die Journalisten versicherte, es sei Tschitscherin aufrichtig bloß um eine Erholungsreise zu tun gewesen. Tschitscherin stammt noch aus der alten Diplomaten-schule — er begann als Sprosse eines altrussischen Adels-geschlechtes seine diplomatische Laufbahn schon 10 Jahre vor dem Krieg auf der russischen Botschaft in Berlin — und er weiß, wozu die Diplomatenkrankheiten nützlich sind. Er ist zu spät in Berlin angekommen, um die Abreise Stresemanns nach Locarno zu verhindern, was ganz offenbar seine Aufgabe war. Darum gab er sich den Anschein, als sei es ihm nur um den Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages und nicht um die hochpolitischen Angelegenheiten zu tun gewesen. Immerhin gab er der deutschen Öffentlichkeit Rußlands Bedenken kund gegen den Westpakt; der Paragraph 16 könnte das entwaffnete Deutschland zur Aufmarschroute der Alliierten gegen das isolierte und zum Krieg gezwungene Sowjetrußland machen. Sein Freundschaftswerben hätte zweifellos in Berlin besseren Nachhall gefunden, wenn er nicht kurz vorher in Warschau den polnischen Nationalisten Freundschaft und Sicherung gegenüber der deutschen Revanche versprochen hätte. Stresemann wird in Locarno die russische Karte ausspielen, wenn es sich um



Die chinesische Kolonie in Berlin gründet eine chinesische Zeitung.

Zu Tausenden wandern die intellektuellen jungen Chinesen in die europäischen Großstädte aus, um dort westliche Kultur aufzunehmen und in ihre östliche Heimat zu verpflanzen. (Man vergl. den Aufsatz in letzter Nummer.) Die chinesische Kolonie in Berlin besteht z. B. aus ca. 400 Studierenden und jungen Kaufleuten, die an den jüngsten Ereignissen in China lebhaften Anteil nehmen und die sich zur Propaganda der chinesischen Unabhängigkeitsbestrebungen eng zusammengeschlossen haben. Das obige Bild zeigt sie an der gemeinschaftlichen Arbeit bei der Erstellung ihrer Propagandazeitung „Chien Kuo“.

Beseitigung des französischen Durchmarschrechtes handelt, aber er wird auf diese Karte nicht seine ganze Politik setzen. Tschitscherin reißt nun vermutlich von Berlin nach Paris, wo der Boden für weitere Intriguen gar nicht so schlecht vorbereitet wäre. Denn es handelt sich für ihn in letzter Linie darum, eine anglo-feindliche Strömung in Europa ins Leben zu rufen. In diesen Tagen befindet sich

Caillaux auf der Rückreise nach Frankreich.

Die Franzosen sind nicht zufrieden mit dem Resultat, das er von den Schuldverhandlungen aus Washington heimbringt. Ihre Unzufriedenheit richtet sich nicht sowohl gegen Caillaux selbst, der die amerikanischen Vorschläge nur ad referendum übernommen und sich den Kabinettsentscheid darüber vorbehalten hat, als gegen die Amerikaner, die sich in ihren Augen als wahre Schnöds gezeigt haben. Mellon, der amerikanische Unterhändler, mutet den Franzosen zu, während fünf Jahren jährlich 40 Millionen Dollars nach Amerika zu schicken. Nach Ablauf dieser fünf Jahre soll eine Kommission zusammentreten, um die derzeitige Lage erneut zu prüfen. Mehr war von Mellon nicht zu erhalten. Das provisorische Abkommen schließt als einziges Zugeständnis an Caillaux die Anerkennung des Prinzips in sich, wonach die französische Zahlungsfähigkeit die Grundlage für die Regelung der Schulden bilden müsse. Das ist herzlich wenig; denn das Rücksichtnehmen ist doch selbstverständlich und eigentlich die Grundlage jedes loyalen Schuldverhältnisses; es fragt sich nur, welchen Grad der Rücksichtnahme der Gläubiger gegenüber dem Schuldner walten lassen will, und eben darüber haben die Amerikaner sich noch nicht ausgesprochen. Noch weiß also Frankreich nicht, was es Amerika schuldet und wie es diese Schulden abzahlen muß.

Dadurch ist die ganze Finanzreform Caillaux' in Frage gestellt. Das Schicksal der Konsolidierungsanleihe hängt eng mit der Schuldenregulierung zusammen. So bleibt die finanzielle Zukunft des französischen Staates ungewiß. Vorsicht scheint geboten beim Kauf von Staatspapieren. Und gerade heute hätte die französische Finanzverwaltung so dringend das Vertrauen und nicht das Miß-



Professor Max Reinhardt auf seinem Schloss Leopoldskron bei Salzburg.

Der berühmte deutsche Regisseur war zuletzt Direktor des Josephstädter Theaters in Wien. Diesen Herbst leitet er die Salzburger Festschpiele. Kürzlich war er im hiesigen Operntheater mit seinen Salzburger Mitarbeitern zu Gast. Obiges Bild zeigt ihn mit Lady Diana Manners, der Hauptdarstellerin des „Mirakel“ im Garten von Leopoldskron.

trauen der Zeichner nötig. Denn von den zur Konsolidierung der kurzfristigen Staatschulden pro 1926 benötigten 20 Milliarden sind heute bloß ein kleiner Teil beisammen. Der Geldbesitzer hat eben das patriotische Vorrecht, auch im kritischen Augenblick dem Vaterland die Hilfe zu versagen, während ein gewöhnlicher Soldat, wenn er sich weigert, sein Leben hinzugeben, an die Wand gestellt wird. Diese merkwürdige Tatsache hängt mit der Art des heutigen Geldes zusammen, das sich ungestraft verschaffen kann, und sie wird erst aus der Welt geschafft werden können, wenn das Geld seiner absoluten Ueberlegenheit gegenüber allen andern Gütern entkleidet sein wird.

Diese Erkenntnis wird vermutlich den Franzosen nicht so bald kommen, und sie werden nun, wenn der Steuerdruck und die Gelderlegenheit des Staates neu zu wachsen beginnen, wieder nach Vermögensabgabe und Kapitalbesteuerung rufen. Damit wird natürlich die latente politische Krise wieder akut, und den politischen Spekulationen wieder Tür und Tor geöffnet. Man rechnet in Pariser politischen Kreisen schon mit dem Sturze Painlevés und zählt die Nachfolger auf, die in Frage kommen könnten.

In Nîmes hielt Painlevé eine politische Sonntagsrede, in der er seine Regierung nach verschiedenen Richtungen hin zu rechtfertigen suchte. Die deutsch-französische Versöhnung erklärte er als den Capfeiler der europäischen Zivilisation. Sie ist in der Tat die Voraussetzung zum Gelingen der von Herriot begonnenen Friedenspolitik. Painlevé hat der Linken damit in Erinnerung gerufen, daß er eigentlich nur ihr Programm durchführe und daß er ihr Vertrauen verdiene. Zum Marokkokrieg übergehend, der sich nach dem Fall der Rif Hauptstadt Ajdir zum Kleinkrieg im Gebirge auswachsen dürfte, betonte er, daß ein unabhängiger und unkontrollierter Rif eine Gefahr für den Frieden in Afrika und am Mittelmeer werden müßte, da sich hier alle Intriganten zusammenfinden würden. Frankreich und Spanien seien vor Beginn der Offensive bereit gewesen, Abd-el-Krim die Autonomie im Rahmen der Verträge, d. h. unter der Oberhoheit des Sultans zuzugestehen; er habe aber auf den Friedensvorschlag nicht reagiert. Frankreich werde den Krieg fortsetzen, vergesse aber nicht, daß der Gegner von heute der Mitarbeiter von morgen sein werde. — Auch in diesem Teil seiner Rede bekennet sich Painlevé zur Linkspolitik, und es ist wirklich

nicht einzusehen, was ein Kabinettwechsel den Linksparteien für Nutzen bringen könnte. Ihn dürfte Tschitscherin in Paris mit dem Vorschlag einer kontinentalen Einigung gegen den angelsächsischen Gläubiger und Bevormunder — wenn er wirklich solch einen Vorschlag zu bringen hat — vorbereitete Ohren antreffen, namentlich, wenn er damit die Zusage der russischen Schuldenanerkennung gegenüber Frankreich verbinden würde.

In Locarno

Ist seit Montag die Konferenz der Außenminister in vollem Gang. Die ausländischen Delegationen kamen am Samstag und Sonntag an. Die Deutschen, mit Dr. Luther und Dr. Stresemann an der Spitze, hausten sich, etwa 150 Mann stark, im kleinen Hotel Esplanade ein; die Diplomaten der Alliierten bezogen mit ihrem Personal gemeinschaftlich das Grand Hotel. Hoffentlich ist diese reinliche Scheidung in zwei Parteien nicht demonstrativ gemeint. Italien ist vorläufig durch ihren Völkerbundsdelegierten Scialoja und Minister Grandi vertreten. Natürlich wimmelt es in Locarno von fremden Journalisten, unter denen das deutsche Element überwiegen soll. Im nahen Ballanzy hat sich der russische Beauftragte der Sowjetregierung als Beobachter niedergelassen.

Locarno hat es sich natürlich zur hohen Ehre angerechnet, Konferenzstadt zu sein und sich auch alle Mühe gegeben, die Gäste würdig zu empfangen. Das Gerichtsgebäude wurde ausgeräumt und der Konferenz zur Verfügung gestellt mit den nötigen Einrichtungen an Telegraphen- und Telephonapparaten. Für die Presse wurden im Regierungsgebäude die nötigen Räume eingerichtet. Die radiotelegraphische Uebermittlung der Nachrichten ins Ausland besorgt die Radiostation Münchenbuchsee.

Der Auffahrt der Diplomaten zur ersten Sitzung wohnte die Bevölkerung mit freudigem Interesse bei. Stadtpräsident Rusca hielt die Begrüßungsansprache. Chamberlain erwiderte sie in herzlichem Tone. „Als ich gestern wieder durch Eure reizenden Täler fuhr — sagte er unter anderem — und Eure majestätischen Berge erblickte, fragte ich mich, watum das noch leidende Europa nicht auch die Erleichterung finden wird, die es benötigt, mit allen Kräften anstrebt und die es verdient. Es ist das schöne Land der Schweiz, das uns den Erfolg unserer Aufgabe sichert. Es war kein Zufall, daß wir diesen Konferenzort für eine für die Geschichte Europas so wichtige Beratung gewählt haben. Durch ihre Tradition, durch ihre Geschichte ist die Schweiz das Land der Befreiung und des Friedens. Es wäre überflüssig, meinerseits an all die Dienste zu erinnern, die die Schweiz der Menschheit schon geleistet hat. Diese Dienste werden in der ganzen Welt anerkannt. Wiederum kommt die Schweiz uns zu Hilfe. Von diesem Augenblick an hängt es nur von uns ab, uns der Ehre, die uns angetan wurde, der Freundschaft, die uns befundet wurde, würdig zu erweisen. Noch einmal lege ich Wert darauf, Ihnen in meinem Namen — und ich glaube sagen zu können, auch im Namen aller hier Vereinigten — die Empfindung der Dankbarkeit auszusprechen, die uns erfüllt.“

Man hat sich auf der Montagsitzung auf Chamberlains Vorschlag hin auf eine Verhandlungsmethode ohne Zeremonien und schöne Präsidialreden geeinigt. Der Verhandlungsstoff soll in drei Gruppen gegliedert werden: in Fragen juristischen Charakters, die die Juristen vorentscheiden sollen, in Fragen, die leicht in Einzelbesprechungen zu lösen sind und in solche schwierigen Charakters, die für die Gesamtsitzungen aufzusparen sind. Man rechnet allgemein mit einer Konferenzdauer von mindestens drei Wochen.